

Schwarzwälder Tageszeitung

„Aus den Tannen“

Amtsblatt des Kreises Calw für Altensteig und Umgebung — Heimatzeitung der Kreise Calw und Freudenstadt

Verleger: Monatl. d. Post A 1.20 einchl. 18 J. Geb. d. B., 30 J. Zustellungsgeb.; d. Wg. 1.40 einchl. 20 J. Austrägergeb.; Einzel-Nr. 10 J. Bei Nichterscheinen der Ztg. im hoch. Gewalt oder Betriebsstörung besteht kein Anspruch auf Lieferung. Drahtanschrift: Tannenblatt, Fernruf 321. **Verlagspreis:** Die einpaltige Millimeterzelle oder deren Raum 5 Pfennig. Zeit- millimeterzelle 15 Pfennig. Bei Wiederholung oder Mengenabnahme Nachlag nach Preisliste. Erfüllungsort: Altensteig. Gerichtsstand: Nagold.

Kummer 28 Altensteig, Donnerstag, den 3. Februar 1944 87. Jahrgang

Weiterhin harte Kämpfe an der Nordfront

Feindliches Nachschubgeleit vor der nordafrikanischen Küste mit Erfolg angegriffen

Aus dem Führerhauptquartier, 2. Februar.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Südlich Despropetromski setzten die Sowjets ihre verlustreichen Angriffe fort und erzielten nach erbitterten Kämpfen einen teilweisen Einbruch in unsere Stellungen. Im Kampfraum zwischen Krasnodar und Belaja Zerkow blieb dem Gegner trotz seiner zahlreichen Angriffe jeder Erfolg verweigert. Deutsche Panzerverbände trafen im Gegenangriff in den Feind ein und fügten ihm hohe Verluste an Menschen und Material zu.

Im Raum südwestlich und westlich Nowograd-Wolynsk gehen die Kämpfe mit dem nach Westen vordringenden Feind unter Abwehr zahlreicher feindlicher Angriffe weiter. Zwischen Pilsnet und Borschna lebte die Kampfstätigkeit wieder auf und führte zur erfolgreichen Abwehr und Vorstöße des Gegners.

Nördlich Nowel griffen die Sowjets auch gestern, von zahlreichen Schiffsflugern unterstützt, unsere Stellungen an. Sie wurden unter hohen Verlusten abgewehrt und verloren eine Anzahl Panzer. Zwischen Umansee und Finnischem Meerbusen hielt der starke feindliche Druck in südlicher und westlicher Richtung an. In den gegenwärtigen Kampfgebieten westlich Nowgorod an der Eisenbahn Rostow-Orskan und im Raum von Samburg kam es zu schweren Kämpfen. Der Ort Samburg wurde nach hartem Kampf aufgegeben.

In Südbaltien setzte der Feind seine starken, von Panzern unterstützten Angriffe zur Erweiterung des Belagerungsringes von Riga gegen die Nordfront im Abschnitt Apriela-Esterna fort. Während ihm an einer Stelle ein tiefer Einbruch gelang, wurden alle Angriffe an der übrigen Front nach Abschlag einer Anzahl feindlicher Panzer blutig abgewiesen. Eigene Gegenangriffe zur Befestigung der Einbruchsstelle sind in günstigem Fortschreiten.

An der Südfront führte der Feind auch gestern im Abschnitt westlich Son Ella während des ganzen Tages von starker Artillerie und Panzern unterstützte Angriffe. Trotz zahlenmäßiger Überlegenheit konnte er unter hohen Verlusten nur geringen Geländegewinn erzielen. Unsere Truppen nahmen im Gegenangriff mehrere Höhenstellungen wieder. Bei einem erneuten, von Panzern unterstützten Vorstoß südlich der adriatischen Küste hatte der Feind besonders hohe Verluste.

Deutsche Torpedoflugzeuge griffen am Abend des 1. Februar vor der nordafrikanischen Küste ein feindliches Nachschubgeleit erfolgreich an. Ein Kreuzer und sieben Handelschiffe mit 52000 TON wurden getroffen und zum Teil schwer beschädigt, zwei feindliche Flugzeuge im Luftkampf abgeschossen.

Einige britische Flugzeuge warfen in der vergangenen Nacht Bomben in Berlin und Westdeutschland und im südlichen Reichsgebiet. Drei feindliche Flugzeuge wurden vernichtet.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt ferner bekannt: Die Briten versuchten, die Wirkung der deutschen Luftangriffe auf London in der Nacht vom 21./22. und vom 29./30. Januar 1944 durch bewußt falsche Angaben über die Zahl der angreifenden deutschen Flugzeuge und die entstandenen Schäden zu verkleinern. Demgegenüber ist festgestellt: Eingeflogen waren über 900 Flugzeuge, von denen 750 Flugzeuge London mit insgesamt zwölf einstufigen Tonnen Spreng- und Brandbomben angriffen. Die feindlichen Flugzeuge führten Ablenkungsangriffe über Südostengland durch. Von allen Angriffen wurden 34 Flugzeuge vernichtet.

Nach Meldungen der Besatzungsarmee sind bei beiden Angriffen im Stadtgebiet von London große Brände und Zerstörungen im Tiefflug beobachtet worden.

Blauer Dunst aus USA.

Vom „Nutzen“ und „Erziehungswert“ der Terrorbomber

Von Dr. Ernst Hillebrand.

Anlässlich einiger Angriffe amerikanischer Terrorbomber auf die Wohnviertel deutscher und französischer Städte verlegte sich ein Journalist in einer großen Tageszeitung, die in den USA viel gelesen wird, zu der Behauptung, diese Angriffe seien, vom Standpunkt der Rücksicht aus betrachtet, lebhaft zu begrüßen. Nicht nur Deutschland und Frankreich, sondern der ganze europäische Erdteil bestreite mit der Zerstörung alter Kulturstätten vieles von seinem bildungsmäßigen Uebergewicht über die neue, amerikanische Welt. Im Interesse des menschlichen Fortschritts könne es nur gebilligt werden, wenn eine kulturelle Angleichung und Ausrichtung beider Kontinente zu diesem, wenn auch ungewöhnlichen und einseitigen Wege erreicht werden würde. Amerika käme keineswegs mit leeren Händen, und wenn Europa manches von seinen überlieferungsreichen geistigen Kunsterben (seiner Burgen, Schlössern und Ruinen, seinen Schätzen eines hochgeschätzten mittelalterlichen Bewusstseins) auf eine etwas unsanfte Art verlore, so sei dies letzten Endes kein unerheblicher Schaden! Im Gegenteil: der Angleichungsprozess im Schmelztiegel des Völker- und Völkergemeines werde dadurch nur beschleunigt. — Aber welche Bestenart, welche erschütternde Respektlosigkeit gegenüber den unvergänglichen Werten wahrer menschlicher Gestaltung drückt aus diesen Äußerungen! Sie stehen nicht einmal für sich, sondern lassen sich durch ähnliche Bemerkungen amerikanischer Federführer beliebig verneinen.

So schrieb erst kürzlich im Anschluß an die Terrorangriffe auf die Reichshauptstadt die „Washington Post“: „Stellen Sie sich das deutsche Volk aus dieser Kriegsführung etwas erkennen, was es in seiner kurzen (!) Geschichte als Nation noch nicht erfahren hat.“ Mit anderen Worten: Im Kontrast der gegenwärtigen Kultur haben die Deutschen mit ihrer „kurzen“ geschichtlichen Vergangenheit weder sich noch Stimme. Sie sind so unerfahren, diese Deutschen, und müssen erst von anderen, wesentlich älteren Kulturvölkern erzogen werden.

Geographie schwach und Weltgeschichte noch schwächer, dieser Yankee aus Washington! Es gab einmal ein heiliges römisches Reich deutscher Nation, dessen Grundlagen gut sechs Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas entstanden. Dieses Reich der Deutschen war die erste imperiale Macht Europas, würdevollster Repräsentant der gesamten Christenheit und jähle zur Zeit seines höchsten Glanzes sogar das damals noch unbedeutende England zu seinen Vasallenstaaten. Das sind Tatsachen, die selbst die Verfasser eines „amerikanischen Jahrbuchs“ nicht aus der Welt schaffen können.

Um der Wahrheit auch sonst die Ehre zu geben, scheint es angebracht, der fast notorisch amnestierenden Gedächtnisschwäche gewisser US-Amerikaner mit Daten und ihrer eigenen Geschichte aufzuwarten, mit Tatsachen, die es nicht verdienen, verfallen oder verschwiegen zu werden. Bereits im Jahre 1638 kamen, vom schwedischen Kanzler Oxenstierna aufgefördert, deutsche Pioniere nach Delaware: Andere Deutsche siedelten sich in New York, am Schohary und am Mohawkfluß an. In den geographischen Niederlassungen der Altkolonisten, vom Kreis-

en Menno Simon im 1650 gestiftet, war ebenfalls das deutsche Element maßgeblich vertreten. Von Neuern geworden, segelten seit 1681 viele Rheinländer und Oberpfälzer nach Amerika. Der Tag, an dem Franz Daniel Pastorius mit zwanzig deutschen Familien am Delaware-Strande landete, wurde noch bis zum Ausbruch dieses Krieges als German Day gefeiert. Anno 1685 wurde Germantown gegründet, lange Zeit Mittelpunkt amerikanischer Handels und Handels. Was später das Deutschland an kulturellen, wirtschaftlichen und militärisch-politischen Leistungen in der Neuen Welt vollbrachte, gehört längst zu — kurzen Geschichte der USA!

Wenn heute amerikanische Terrorbomber sich bemühen, aus „nützlichen“ und „erzieherischen“ Gründen die Wohnviertel deutscher Städte in Ruinenfelder pompejanischen Ausmaßes zu verwandeln, so sei in diesem Zusammenhang an ein Wort des amerikanischen Dichters Mark Twain erinnert. Bei einer Betrachtung Pompejis sagte er mit bitterem Spott: „Was würde ein Sultan von einer amerikanischen Stadt übriglassen, wenn er nicht zu ihrem Stillpunkt zurückgekehrt sind.“

Ein der widerlichsten und verlogensten Kapitel der gegenwärtigen Agitation ist das Schindluderspiel mit der Freiheitsparole. Es gibt seit Jahr und Tag keine einzige Rooseveltrede, in der es nicht von Erziehungssphären nur so wimmelt. Die ganze Heuchelei wird offenbar, wenn man nur an die scharfen sozialen Spannungen in den USA, an die Elendzustände im mittelamerikanischen Hinterhof, an die Dollarimperialismus, an die Ausplünderung der Philippinen oder an die Hunger- und Typhusepidemie in Süditalien denkt. Die Reden des englischen Premierministers Churchill trafen genau so von Menschheitsfreundlichkeit und von moralischen Zielsetzungen, die er aber in keiner Weise etwa auf Indien oder auf irgendeine der afrikanischen Kolonien angewandt wissen will. Wenn man die jenseitige Agitation der letzten Zeit aufmerksam betrachtet, fällt einem die hässliche Redensart von den „freundschaftlichen Beziehungen“ zu den kleinen Staaten des Ostens und Südostens auf und dabei weiß alle Welt, daß die Leninischen Grundzüge der bolschewistischen Terrorpolitik der einzige praktisch mögliche Verstoß der Stalinischen Bestrebungen ist. Aus alledem ergibt sich klar und eindeutig, daß die Gegner die nicht in den Ohren klingenden Freiheitsparole nur in endloser Reihensfolge wiederholen, um ihre wahren, auf eine Fortsetzung, Ausweitung und Verschärfung der Unterdrückungspolitik gerichteten Ziele zu verschleiern.

Bolschewismus und Plutokratismus sind wesensgleich; sie wollen, wenn auch von verschiedenen Ausgangspunkten her, die Weltbeherrschung und sind deshalb auch von Hause aus Feinde aller Völker, die auf ein eigenständiges Leben Wert legen. Sowohl der bolschewistische als auch der plutokratische Universalismus setzt eine Weltmacht voraus, und das bedeutet die Unter-

Wenn er einst seine glühende Asche auf sie herabregnen ließe! ...

Mit welchen Hoffnungen und schmerzlichen Lobeshymnen wurde nicht ehemals das Leben im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten von vielen freheitsliebenden Europäern begrüßt! „Amerika, du hast es besser / Als unser Kontinent, der alte. / Hast keine verfallenen Schlösser / Und keine Paläste. / Dich hört nicht im Innern, / Du lebst in der Zeit, / Unnützes Erinnern / Und vergeblicher Streit.“ Also begrüßte es Goethe. Auch Nikolaus Lenau versprach sich viel, allzu viel von der Neuen Welt. „Ich will meine Phantasie in die Schale — in die nordamerikanischen Urwälder schiden. Meine Poesie lebt und weht in der Natur, und in Amerika ist die Natur schöner und gewaltiger als in Europa“, schrieb er vor seiner Abreise im Jahre 1839. Aber wie grimmig enttäuscht ist dieses Amerika: „Bruder, diese Amerikaner sind himmelan stinkende Krämerseelen. Lot, für alles geistige Leben mauset. Die Nachwelt hat recht, daß sie bei diesen Wäldern nicht einkehrt.“ Und später bezeichnete er Amerika als das wahre Land des Unterganges, als den „Welken der Menschheit“, den Antikantil als isolierenden Gürtel für den Geist und alles höhere Leben. In der Tat war hier ein völlig geschichtsloses Staatswesen entstanden, mit allen Fehlern und Mängeln eines solchen Gebildes.

„Krämerseelen“ nannte Lenau die Yankee. Ein Jahrhundert später läßt der Amerikaner Sinclair Lewis in seinem Roman „Babbalanza“ den Gelehrten Littlefield sagen, die USA brauchten eine geschäftsmäßige Regierung, kaufmännische Ordnung — alles andere sei Dumbness. „Ich weiß, daß Gedichte, Humoristisches und all der Unsinn sehr nützlich sind, wenn es sich darum handelt, den Leuten was vorzumachen. Im übrigen werden dort Bildung und Seelenheil gegen gute Dollars löflichweise veräußert. Sie sind auch danach, wenn Professor Peck sich marxistisch anpreist, alle Geheimnisse seiner Bildung in leichten Veltionen jedem Interessierten zu vermittelten, aber wenn Hochwürden Monday, der größte Abfahrtskäufer der Welt, felsenfeste Glaubensbekenntnisse zu billigen Preisen verabsolgt und dadurch bereits 200 000 verlorene Seelen für je zehn Dollar vor der Verdammnis erreichen konnte.

Und solch amerikanischer Ungeist naßt sich heute an, die „unkultivierten“ Deutschen durch Terrorbomber Moses lehren zu können!

Neue Erfolge der japanischen Luftwaffe

Die Luftwaffe, 2. Januar. (Ost.) Das Kaiserliche Hauptquartier gab bekannt: Japanische Marinefliegerkräfte sowie Besatzungstruppen des Heeres und der Marine stellen einen Verband feindlicher Luftstreitkräfte von ungefähr 210 Maschinen die versuchten, am Vormittag und Nachmittag des 28. Januar Kabaui anzugreifen, zum Kampf und schossen mehr als 90 Maschinen ab (darunter zehn wahrscheinlich). Wir verloren neun Flugzeuge, die noch nicht zu ihrem Stillpunkt zurückgekehrt sind.

Eine Regeneridivision in Italien eingesetzt. Von einem vorzugeschobenen Stillpunkt in Italien teilt ein amerikanischer Korrespondent mit, daß die 90. Luftdivision, die ausschließlich aus Negern besteht, einen Bestandteil des 12. Luftkorps bildet, das für den Brückenkopf südlich von Rom den Luftschutz ausübt.

Dom von Ferrara von den Luftangriffen zerstört. Beim anglo-amerikanischen Terrorangriff auf die Stadt Ferrara am Montag, der sich vor allem gegen die Hauptversteher der Innentadt richtete, wurde auch das historische Gebäude des Doms getroffen. Auch mehrere andere alte und monumentale Kirchen der Friedhöfe, ein Krankenhaus und zahlreiche Wohnhäuser wurden zerstört.

Geistesfreiheit

drückung aller organisch gewachsenen Nationen. Deshalb hat Alfred Rosenberg durchaus recht, wenn er in seiner bedeutsamen Prager Rede erklärt, daß Weltkapitalismus und bolschewistische Weltrevolution im tiefsten Innern keine weltanschaulichen Gegner, sondern höchstens Konkurrenzrenten sind, die sich bemühen, neue Plätze für eine Weltausbeutung und eine Weltbege zu finden. Es ist symbolisch, daß das Weltjudentum auf der einen und auch auf der anderen Seite die entscheidenden Triebkräfte stellt und sich dabei der Hoffnung hingibt, in diesem weltweiten Ringen in jedem Fall als Sieger übrig zu bleiben. Die bolschewistisch-plutokratische Allianz basiert in ihrem Kampf gegen Europa in der Hauptflache auf der höchstfälligen Feststellung, daß der völlige Staatsbankrott in den Säckern der Zeit gewachsen ist und zum erstenmal bewußt die Freiheit der einzelnen Völker ohne Bindung an wirtschaftliche oder proletarische Sonderinteressen proklamiert hat. Diese Anerkennung der gegenseitigen Freiheit führt im Rahmen dieser wiederhergestellten Natur auch die Freiheit des Einzelnen vor jeder Ausbeutung. Es ist überflüssig noch einmal das alte Wort zu zitieren, daß der deutsche Nationalsozialismus keine Exportware ist. Genau so wie wir unser nationales Leben nach eigenen bodenständigen Gesetzen gestalten, ist auch jeder europäischen Nation die Aufgabe gestellt, sich selbst in Freiheit zu regieren. Die jungen Völker unseres Kontinents, die Seite an Seite gegen die Gefahren aus dem Osten und aus dem Westen im Kampf stehen sind durch die Erkenntnis gerührt, daß die Sicherung der kontinentalen Freiheit zugleich auch ihre eigene nationale Existenz für alle Zukunft garantiert. Für sie ist die Freiheit keine Phrase, sondern ein heiliges Ziel, das den höchsten Einfluß lohnt.

Das Gold von Lesbos

Seit 3000 Jahren fließt auf Lesbos das Olivenöl

(W.) Schon zur Zeit als Odysseus seine Irrfahrten durch die Ägäis machte, floh aus Lesbos, dem Land der Koiker, Kikliden, Olyvendi in die bauchigen Steintrüge von Kallini, Antissa und Erassos. Jahrhunderte später noch drehten die Sklaven aus Ilios und Larygos, von Troja und Sigion die gleichen alten Oelmöhlen für ihre vornehmen Beherrscher. Die gleichen Bäume — inzwischen alt und knorrig geworden — lieferten das Öl für die reichen Kaufleute aus Mytilini, die ihre Waren schon Jahrhunderte vor der Zeitwende nach Athen und Aegypfen verkauften.

In unendlicher Arbeit, auf Jahrhunderte verteilt, wurden die Steine der Insel zu Terrassen geschichtet, den Oelbäumen Halt und Boden gewährend. Ein Millionen Olivenbäume überziehen heute die Insel in dichten Wäldern und leichten Gruppen überall dort, wo die Winde des Nordens durch schühende Berge abgehalten werden. In diesen sonnigen Wäldern unter dem ewigen Blau des griechischen Himmels liegen geschlossene und verträumt die Oelbäume, reicher und massiver als die Hüften der Schiefer und Fruchtstammeln in den Wäldern der Baloneas, eiche weiter im Norden. Den Mittelpunkt des Oeldorfes bildet neben der Kirche die mit neuzeitlichen hydraulischen Pressen eingerichtete Oelmühle.

Vom Dezember bis zum März werden die kleinen Oliven in der Größe eines Taubeneyes mit Stöcken von den Bäumen geschlagen und von emsigen Frauen und Kindern in Säde und Körbe gesammelt. Ein schleppender Tag für Tag unentbroffen die fetthaltigen Ästen zur Mühle. Und das Märchen vom dummen Esel wird hier widerlegt, weil er den Weg über steinige Klüfte und alte Pfostenströgen ganz von selber findet, in den windigen, halperigen Dorfgassen ohne Wegweiser Bescheid weiß, unfehlbar der Mühle zustrebend und dort vor der richtigen Woge wartet, bis ihm einer die Last abnimmt. Wenn du einmal im Oeldorf bist und die Mühle suchst, dann schließe dich dem Esel an, der weckling durch die Gassen trotzt. Er führt dich unfehlbar richtig, und du kannst auch gleich seinen abwesenden Besitzer erfahren, denn dort auf jener Tür, wo die Oeltrübe bis zur Pressung aufbewahrt werden und wo der Esel stehen bleibt, steht der Name.

Vielleicht ist gerade seine Ernte heute unter der Presse, dann fließt er mit dem „Fabrikanten“ wahrscheinlich im Büro oder im Pflanzraum, macht Ueberprüfungen und Rechnungen und steht zu, wie das Öl der neuen Ernte rinnt. Du unterstehst ihn leicht von breitschultrigen, hartnäckigen Sackträgern und von den blauen Pressern. Er trägt lauberen Mahanzug mit langen Kalkshößen oder braunen Regenlebersteifen, hat ein weißes Fiertuch in der Brusttasche, raucht Krika oder trinkt türkische Kaffee aus kleinen Tassen. Der Mann wiegt hier nicht nach dem Geld, das er in der Tasche oder auf der Bank hat, sondern nach der Zahl der „Modia“, die er besitzt. Ein Modia entspricht dem Olivenertrag von 500 Oela (540 Kilogramm) in einem Jahr. Olivenblätter von 60 Modia aufwärts ermöglichen dem Besitzer ein Einkommen, das ihn der eigenen Arbeit enthebt. Ihm bleiben dann nur noch die geringen Sorgen des guten Verkaufes und der besten Anlage des Verdienstes. Das Deutsche Reich hat ihm heute aber auch diese Sorgen zum größten Teil abgenommen, denn das Reich hat für den gesamten Oelüberschuß beste Verwendung, zahlt außerdem nicht mit Kapitalgeld, sondern in Waren wie Getreide, Zucker und Hülsenfrüchten. Diese Dinge sind werbefähig und lassen sich nach Bedarf gut in Drachmen umsetzen. Er kann damit auch seine Arbeiter bezahlen, die ihm den Boden pflügen, die Bäume beschneiden und die Ernte einbringen. O ja! Auf dieser Basis läßt sich sogar ein langer Krieg überstehen.

Der Herr Oelbesitzer kommt der oesthalb als deutschem Soldaten sehr freundlich entgegen. Er weiß zwar, wenn er kein Öl wählt in den Schwarzhandel verschoben könnte, dann würde er noch mehr Geld bekommen, aber was soll das Geld ohne Lebensmittel, die auf der Insel fehlen. Und wenn dasselbe Deutschland, das man im Ersten Weltkrieg ausgehungert hat, heute diese Lebensmittel als willkommene Tauschware liefert, so gibt das doch irgendwie zu denken. Um wieviel besser würde das Öl erst nach dem Krieg an Deutschland zu verkaufen sein, wogegen die englische Nachfrage nie so groß war. Das alles hat sich Herr Pompos, oder wie er immer heißen mag, schon lange überlegt, ehe er die zuvorkommend die Hand

zum Willkommen schüttelt und dich einladend, einen Kaffee mitzutrinken und die „Fabrik“ zu besichtigen.

Es ist bestimmt nicht uninteressant, einmal zuzusehen, wie das Öl gepreßt wird, mit dem du, was so nebenher Karloffeln dratest oder Salat anmachst. Vielleicht versuchst du zunächst so eine schöne reife Olive, die fast einer kleinen, dunkelblauen Zwetschge ähnlich sieht, und die von den Eingeborenen eingelegt und zum Brot gegessen wird, weil sie die Butter ersetzt. Du spuckst das Ding bald aus, weil sie bitter ist wie Enzianwurzeln und wunderst dich, wie man so was essen kann. Versuche aber auch eingelegte Oliven, und du wirst nach kurzer Zeit Geschmack daran finden. Im frischen Zustand kellernd und nicht ungenießbar.

Und nun wandern diese „kleinen“ Oliven samt ihren ganzen Kernen sadeweise auf den breiten Buckel der Träger hinauf in die Gasse, von wo aus sie hinabstürzen in die kreisenden Mühle, die mahlend und grüllend die Früchte zerquetscht, bis sie als strahlende, breiartige Masse vor die Presse kommen. Hier wird der Oelbrei in eigens dafür angefertigte Presssäcke gepackt, verschürt und in der Presse übereinander geschichtet. Nicht gewöhnliche Säcke sind es, die hier verwendet werden können.

Man hat alle möglichen Stoffe schon versucht und ist immer wieder auf die Säde aus Flegelhaar zurückgekommen. Das Haar von der einheimischen Bergziege nur besitzt die Festigkeit, um dem gewaltigen Druck in der Presse standzuhalten, ist säurefest und filtert das Öl von den festen Rückständen. Die Presssäcke weberei ist hier eine eigene Hausindustrie.

Wenn nun der Stempel der hydraulischen Presse langsam nach oben drückt, dann ist der große Moment gekommen, wo das goldgelbe Olivenöl in dicken und dünnen Strömen nach unten rinnt

Ein Erbteil bangt ums Schaf

„Das Schaf zählt alles“ — das war die optimistische Grundeinstellung in der gesamten australischen Wirtschaft. Das Geld, das Australien alljährlich vom Ausland für seine Wolle erhält, belebt Wirtschaft und Staat und hebt damit auch das Lebensniveau des einzelnen. Der Glaube an dieses „Geheiß“ war seit langen Jahrzehnten in Australien ebenso unumstößlich wie das Vertrauen der Südafrikaner auf ihre inzwischen ebenfalls zu einem fragwürdigen Wert gewordenen Goldminen. Die Wollwirtschaft war für Australien lohnend, daß hier — vor allem in den Städten — ein Lebensstandard ausgezogen werden konnte, der zur Menschenleere und zur Unausgeglichenheit des Kontinents in seinem Einklang fand. Europäische Augen sahen in der australischen Wirtschaft etwas Unfertiges und Unvollendetes, ein Uebermaß wirtschaftlicher Annatur.

Nun bangt den Herren der Wolle vor der fünfjähigen Entwicklung. Die australische Wollausfuhr ist infolge der Tonnagensteuern und anderer kriegsbedingter Abhängigkeiten zurückgegangen, und für die Friedenswirtschaft wird geradezu eine Katastrophe vorausgesehen. In erster Linie traut man den verbliebenen Nordamerikanern nicht und führt für diese Einstellung schon heute gute Gründe ins Feld. Ein dunkler Schatten liegt über Nacht auf die Wollindustrie Australiens gefallen, meldet der Melbourne Korrespondent des „Daily Express“. Die nordamerikanische Erzeugnisindustrie drängte sich mit Macht in das Geschäft und machte der australischen Wolle schärfste Konkurrenz. Die Amerikaner preisen ihre synthetische Wolle als haltbarer, wärmer und feuchtheitssicherer an. Da die Herstellungskosten für die künstliche Wolle verhältnismäßig niedrig seien, werde die Gefahr noch größer. Der Berichterstatter hätte auch die erfolgreichen deutschen Maßnahmen auf dem Gebiete der Wollherzeugung anführen können, verschwiegen dies jedoch aus propagandistischen Gründen. Trotzdem besteht die Tatsache, daß die synthetische Wollherzeugung in Deutschland den amerikanischen Vorkurs seit Jahr und Tag überlegen ist und daß die deutsche Wolle in der Nachkriegszeit ebenfalls einen bedeutenden Handelsfaktor darstellen wird, der die australischen Sorgen nicht verringert.

Man wird eben in Sdney und Umgebung umdisponieren müssen und sich mit weniger sicheren Geschäften zufriedengeben. Australien hatte es sich zu leicht gemacht. Vor etwa 100

und die Behälter füllt. Du tauchst mit den Trägern, Pressern und „Fabrikanten“ deinen Zeigefinger in die nächste Oeltrübe und steckst ihn in den Mund, so wie man dir das vormacht. Du wirst bald merken, daß nun plötzlich nichts mehr vom bitteren Enziangeschmack dran ist, sondern du schmeckst ein leckeres honigliches Öl mit leichtem Mandelgeschmack. Du vergißt deine gute Kinderstube und tauchst den Finger noch einmal hinein und spürst das feine Fett noch auf den Lippen, als du schon draußen steht im Raum, wo in Reih und Glied die großen Oelbehälter und Tontrüge stehen, in denen sich das Öl küht und zum Versand in die Raffinerie fertiggemacht wird.

Von der Olive ist alles bis zum letzten Rest verwertbar, auch die Pressrückstände, die sogenannte Pirina. Mit Hilfe von Schwefelkohlenstoff werden die letzten Restreste aus der Pirina geholt und zu Seife verarbeitet. Die entdölte Pirina aber ist ein vorzüglicher Brennstoff, treibt die Dampfmaschinen an den Pressen und heizt die Öfen. Die Technik ist vollkommener geworden, aber heute wie vor tausend Jahren fließt das gleiche Öl auf dieser Insel und gibt den Menschen weit über die Insel hinaus Arbeit und Brot.

Kriegsberichtler Hans Wurm.

Die thailändische Regierung gab Einzelheiten über die Aufstellung einer freiwilligen Frauenarmee bekannt, die in Kürze geschaffen werden soll. Die Armee soll sich aus Frauen im Alter von 16 bis 25 Jahren zusammensetzen, die Dienstzeit beträgt drei Jahre.

Wolfsplage in Nordportugal. In Nordportugal und vor allem im Estrelagebirge hat die Wolfsplage in diesem Winter ein besonders gefährliches Ausmaß angenommen. Einige Dörfer werden allmählich von den verhungerten Raubtieren heimgesucht, die — da sie nicht in die Ställe eindringen können — die Hunde überfallen und zerfleischen.

Flume wurde erneut von Feindlegern mit Bomben belegt, die bedeutenden Gebäudeschaden anrichteten und zahlreiche Todesopfer unter der Bevölkerung forderten.

Jahren — man hat 1797 — wurden die ersten wertvollen Merinoshafe aus Spanien nach Australien gebracht, und seit dieser Zeit hat die Schafzucht in dem trockenen Klima dieses Erdteils eine stürmische Entwicklung erfahren. Australien ist noch heute der erste Wolllieferant der Erde. Mit einem Schafbestand von 120 Millionen Stück — ein Schaf der Welt bestandes — bringt das Land über ein Viertel der Weltwollproduktion und etwa die Hälfte der Wollherzeugung an seinen Merinoqualitäten hervor. Durch planmäßige Züchtung wurde mit der zunehmenden Zahl der Schafe auch die Qualität der Wolle verbessert.

Schon seit dem Jahre 1890 ist Australien der wichtigste Wollproduzent der Erde, und die britischen Wollindustrien waren es in erster Linie an dem Geschäft ihrer Kolonie partizipierten. Neben Australien sind auch die Südafrikanische Union und Neuseeland Länder mit großer Schafzucht und — im Gegensatz zu den ebenfalls zu nennenden Bereinigten Staaten und der Sowjetunion — mit starker Ausfuhr. Fast man diese Länder zusammen, dann kann man feststellen, daß England vor dem Kriege den Wollhandel beherrschte und ein enges und unbeschränktes Weltmonopol besaßen hat. Es hat diese Stellung auch weidlich auszunutzen verstanden. Vor allem war es Japan, das im Wollhandel schon immer einem starken britischen Druck ausgesetzt war.

Die Briten hatten sich zunächst die Dinge so gedacht, daß der Verkauf der anfallenden Wolle genügen würde, um nach dem Kriege in der rohstoffhungrigen Welt ein Bombengeschäft machen zu können. Dieses „ungeheiligste Reservat“ ist nun in Frage gestellt, wenn die synthetische Wolle nach dem Kriege in reich wachsenden Mengen auf den Markt kommt. Und eine zweite Entwicklung ist nicht zu vergessen, nämlich die Tatsache, daß auf manchen Gebieten der Vellebungsweidens die Wolle überhand — sei es Natur- oder Kunstwolle — nicht mehr die ausschließliche Rolle spielt wie vor einigen Jahrzehnten. Baumwolle, Seide und die überaus anpassungsfähige Kunstseide erobern sich immer weitere Gebiete, und da diese Geheimwässerung oft auch mit hygienischen und geschmacklichen Vorzügen zusammenhängt, ist eine harte Rückkehr zur Wolle wenig wahrscheinlich. Es ist also sicher, daß die Wolle in Zukunft nie mehr die große Rolle spielen wird, die sie in der Vergangenheit innehatte. Damit ist der symbolische britische Wollack endgültig geplankt!

Der Luchs jagt.

Ein Winterbild aus den rumänischen Südlaxpaten.

Von Erich Kioh.

Aufglutend verjagt der Sonnenball hinter den schroffen Felsjochen der Fogarischer Berge. Da geht zur Ruh, was den Tag liebt. Eobadend verschwindet die Amsel im dichten Gebüsch, der Urwald sucht seinen Schlafbaum auf, der kleine bunte Hohlhahn ruht am Boden im Gestrüpp des Nadelwaldes, und das Gamsrudel hat sich im geschützten Taltefl über den Latschen niedergelassen.

Nun regen sich die Freunde der Dämmerung, die Begonnen der Nacht. Der Wäz war verklärt im Winterlager die Sorgen der weissen Zeit, aber der Ruder ist noch; er redt und treibt sich, stellt die dicke geringelte Vunte auf und sucht die schneebedeckten Südhänge nach Mäusen ab. Hungrig schnurrt der Karpatenfuchs durch den Lann, der Bergboje hoppelt auf die Almwiese hinaus, und auch die Rehe verlassen ihre Tagesstände im Fichtenbüsch, ziehen in tiefere Lagen und plägen mit den Vorderläufen nach Buchelmaß.

Vor der Felshöhle mitten im unzugänglichen Windbruch erscheint ein hochbeiniger dunkler Schatten. Hat ihn das Geheul des Wolfes geweckt? Kommt um hau u! hallt es über die Schlucht, bekommt Antwort, verdoppelt, vervielfacht sich und verchmilt zu einer schauerlichen Melodie. Die Rehe werfen auf und treten unruhig durcheinander, der Dase macht einen Regel und spielt, und der Fuchs wendet und tracht schleunigst über den Gang.

Rur den bodenbornigen Waldteufel im Windbruch rührt das gerahdrende Konzert des Wolfes nicht. Er wagt, daß ihn ein schneller Sprung gegen den Stamm eines Urwaldriesen jedem Angriff der großen Räuber entzieht. Einen Augenblick überlegt die Luchsin, dann legt sie mit lehrden Sägen über die Kreuz und quer durcheinandergeschlagenen Stämme, verhofft und dreht die Pinnelehen nach allen Seiten. Das Geheul der Wolle ist verstummt, regungslos ruht der unendliche dunkle Wald, kein Laut, kein Ton verrät ein Beutezier, und das Schweigen der Finsternis lastet geheimnisvoll auf den Klappen und Graten, ruht im Verließ der Schluchten und duckt sich unter den Zweigmantel der Schirmschichten. Die Luchsin stört die unheimliche Stille der Urwaldnacht nicht.

Kautlos ist ihr Gang, weich legt sie die runden Branken auf und tracht mit weiträumigen Schritten durch das Dunkel der Stämme. Sie wendet sich durch das Tannendickicht, legt mit mühelesem Sprunge über Gestrüpp und Geknad und verhofft wieder. Ihre Seher durchdringen die Dunkelheit, ihr feines Gehör lauscht ins Tal hinunter. Nichts, immer wieder nichts.

Da wendet sie sich der Almwiese zu. Lange steht sie im tiefen Schatten der letzten Fichten und aagt über die weisse Fläche, die im matten Schein der Sterne schimmert. Sie ist leer. Rein, hinten im Dunkelrunde hat sie die Bewegung des Falen erspöht. Sofort duckt sie sich und verchmilt mit dem braunen Boden. Sie überlegt. Wohl fünfzehn Sprünge weit ist es bis zur Beute, und es ist unmöglich, sich auf der deckungslosen Fläche anzupäuschen. Der Anblick des Falen treibt ihr den Speichel im Ranz zusammen, ihr Hunger ist groß. Darum wartet sie es, es bleibt keine Wahl. Niedrig wie ein Fuchs, mit weit vorgestrecktem Haupt, schiebt sie sich langsam näher. Sie ist im Anschleichen geübt. Der Dase fühlt sich sicher und mümmelt, was ihm der Sommer überließ. Ab und zu scharrt er den Schnee zur Seite, hoppelt weiter. Bis auf zehn, acht Gänge ist ihm die Luchsin nahegekommen. Da ruht er zusammen, macht einen Regel, spielt und rast davon. Hat der Schnee unter den Branken des Luchses geknistert? Mit drei, vier federnden Sägen schiebt der Jäger hinterher, dann gibt er es auf. Wohl würde er den Falen einholen, aber er ist Vürschjäger, Anschleicher, er ist es gewohnt, überraschend zuzupacken, im Sprung zu schlagen. Er ist der Schreden der Bergbewohner, gewiß; kein Tier, das er bezwingen kann, ist vor ihm sicher. Aber der gesteckte Waldteufel jagt ritterlich und überläßt es dem Grauhunde, dem gemeinen Menschelmörder, die Beute zu heben.

Wühnig tracht die Luchsin weiter und wendet sich dem Buchenwalde zu. Dort schlug sie fürlich aus einer Kotte Sauen einen Ueberläufer, und manches Reh erwischte sie hier, denn die Buchelmaß wärmt, die fügen Samen ziehen Rehe und Sauen unweiderstehlich an. Kautlos gleitet der bodenbärtige Räuber zu Tal. Er verschwindet im Fichtenhorst, wechselt ins Tannendickicht ein, wendet sich unter Schirmschichten hindurch und tracht unermüdet. Er ist ein ausdauernder Jäger, ein unstätter Gelelle, der bald hier, bald da auftaucht. Nirgendwo ist das Getier vor ihm sicher.

Jetzt wird die Luchsin langsamier, sie stutzt und lauscht. Doch es war wohl nichts. Schon will sie weiter, da vernimmt sie, kaum hörbar, ferne Geräusche, die im schneebedingten Waldendickicht zerfließen und verwehen. Schnell, aber doch kautlos pürcht sie sich an, und nun weiß sie es: ein Sprung Rehe pläzt nach Buchelmaß!

Vorsichtig, ganz vorsichtig schleicht sie näher, jede Dedung weiß sie geschickt auszunutzen. Ihre Seher sind stark auf das Beute gerichtet, deren Dute das raschende Vuchelmaß freischlagen. Der dunkle Mantel der Nacht, der sonst die Rehe schützte, wird ihnen jetzt zum Verderben, denn auch die Luchsin hüllt sie ein. Die schmiegt sich dicht an den Boden, streckt langsam den rechten Vorderlauf vor, zieht den linken nach. Langsam nähert sie sich der Beute. Nun liegt sie regungslos, nur ihre Seher funkeln, und die zuckenden Schnurrhaare verateten, daß Leben in ihr steht.

Noch drei, vier Gänge muß sie hinter sich bringen, und die sind am schwersten. Da kommt ein Schmaltrieb ahnungslos Schritt für Schritt auf sie zu. Ein erregtes Jütern läuft über die gesteckte Dede der Grohplage, alles an ihr ist Enschlossenheit und Jagdbegier.

Und nun stemmen sich die Branken der Hinterläufe kraftvoll in den Boden, und die Sehnen jagen den lebenden Viel im Bogen auf die Beute zu. Das Reh schreut zurück, will fort, doch bevor es wendet, hegt der Räuber einen zweiten Sprung und hat die Beute erreicht.

Dort schlagen die Branken zu, wie Dolche dringen die Waffen dem Schmaltrieb in den Hals, der schwere muskulöse Körper prallt auf, reißt das Reh zu Boden, und schon poßt das mörderische Geiß zu...

Entsetzt spritzen die Rehe auseinander, fliehen Buchenstämme an, rufen davon in atemloser Hast. Sie können unterjagt sein; das Opfer, das ihre unglückliche Kameradin bringen mußte, geleitet sie unsichtbar und sicher durch die Urwaldnacht.

Heiße Quellen im Eis

Eine seltsame Naturerscheinung gibt es an der nordibirischen Küste in der Nähe des Laplow-Sees. Dort treten heiße Quellen zutage, aus denen lockendes Wasser emporsprudelt. Das Aufwallende ist, daß die heißen Quellen mitten im Eis aus dem Boden kommen.



Muttersprache — Mutterlaut

Beobachtungen aus dem niederdeutschen Leben / Von Ulrich Wriede

Wenn ein Gelehrter, der nur mit hochdeutschen Büchern und Menschen umgeht, wenn ein Lehrer, der die Kinder das Hochdeutsche lehren soll, wenn ein Kaufmann, der nur mit Hochdeutschen zusammenkommt, wenn ein Beamter, dessen Amt- und Verkehrssprache nur das Hochdeutsche ist, wenn alle diese Menschen sich langsam dem Plattdeutschen entfremden und ganz zum Hochdeutschen übergeben, so ist das ein natürlicher Vorgang, mit dem wir uns abzufinden haben.

Wenn aber niederdeutsche Männer und Frauen das Niederdeutsche ablehnen oder gar bekämpfen, weil sie sich ihrer Stammsprache schämen und durch ihr Verhalten zeigen, daß sie unser Platt für minderwertig halten, so wehren wir uns dagegen. Denn wir halten es für würdlos, die Sprache zu verachten, mit der unsere Vorfahren seit zweitausend Jahren alles ausgedrückt und sagen konnten, was ihr Herz bewegte und ihre Gedanken beschäftigte.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie wir es meinen.

Es ist schon lange her. Noch vor dem Weltkrieg war es; da wollten Gorch Kof und ich mit unseren Frauen zusammen mit der Bahn nach Euxhaven fahren. Um uns den Weg über Hamburg zu ersparen, ließen wir uns von Finkenwärder aus über die Elbe setzen, durchquerten das Alte Land und das Moor und stiegen dann in Neugraben in den Euxhavener Zug ein. In dem von uns gewählten Abteil saßen schon drei Menschen, zwei Männer und eine Frau, die aneinander zusammengeschnitten waren. Da es im kalten Winter und der Zug schlecht geheizt war, hatten sie nicht die Fensterplätze eingenommen, sondern saßen in der Bankmitte. So ergab sich, daß unsere beiden Frauen sich an die eine Fensterseite, wir Männer uns auf die andere setzten. Zunächst uns saßen die Fremden. Als der Zug fuhr, kamen Gorch Kof und ich ins Gespräch. Selbstverständlich sprachen wir Niederdeutsch miteinander, wie wir es von Jugend auf gewohnt waren.

Wir unterhielten uns über die Pferdeköpfe der Westhäuser, die Schwanenköpfe des Alten Landes, sprachen über die Geschichte der Langobarden und Sachsen, über Dünengräber und alte Kullstätten, über Wirtelind, Heinrich den Löwen und unsere ganze Vorgeschichte, und kamen schließlich über Chamerlains Grundlauge des 19. Jahrhunderts und Wolkmanns Germanen in Italien, auf Sebalds Abteilungen, Grabdes Herron Theodor von Gothland und Heinrich von Kleffis Hermannschlacht zu sprechen.

Die Direktenden, zuerst gelangweilt vor sich niederblickend, wurden aufmerksam, hoben die Köpfe und folgten schließlich mehr oder weniger innerlich beteiligt unserer Unterhaltung. Zuletzt saate der eine verwundert halb laut zum anderen: „Sag mal, was sind das eigentlich für Leute?“ „Ah“, meinte der andere gleichmütig und justete die Achseln, „viel kann ja nicht mit ihnen los sein. Sie sprechen ja Plattdeutsch.“

Ein Bekannter von mir, ein alter Rektor, erzählte mir folgende Geschichte:

Eines Tages, gerade zu Beginn einer Pause, saß ich in meinem Amtszimmer und schreibe an einem Bericht. Da klopfte es härmlich an die Tür, und fast gleichzeitig tritt auch schon die Klopferin ein, eine junge Lehrerin.

Sie ist ganz aufgelöst vor Aufregung und bittet mich sofort: „Herr Direktor, können Sie nicht heute noch die Mutter meines kleinen Gero Drems vorladen, daß sie morgen früh sofort kommt?“

„Aber Fräulein Drems, was gibt es denn?“ „Der Bengel ist frech gegen mich gewesen, unglücklich! Das laß ich mir nicht gefallen.“

„Also, nun setzen Sie sich!“ Sie tut es. „So und jetzt erzählen Sie mir in Ruhe, was geschehen ist.“

„Also“, fängt sie nun an, „ich spreche in der Heimatkunde über die Vierlande. Besonders vom Deich habe ich den Kindern erzählt. Ich habe ihnen einen Deich angezeichnet, ihnen aus-einandergelegt, warum der Deich nach der Elbe hin ganz flach, nach der Landseite hin dagegen steil abfällt. Und zum Schluß habe ich eine schöne farbige Steinzeichnung mit einer hübschen Deichlandschaft aufgehängt. Und dann das Bild mit seinem grünen Deich, roten Bauernhäusern und aralenden Räden

noch gründlich besprochen. Als ich alles durchgenommen und noch einmal, das Ganze zusammenfassend, erzählt habe, fordere ich die Kinder auf, nach vorn zu kommen und es an der Hand der Freidnungen und des Bildes wiederzuerzählen. Der erste Junge kommt vor und zeigt und erzählt alles sehr gut. Auch ein zweiter löst seine Aufgabe sehr nett. Ebenso ein dritter. Da rufe ich den kleinen Gerd Drems auf: „Komm, Gerd, nun zeige du uns einmal alles. Und erzähle dabei, was du behalten hast!“

Er kommt nicht. „Gerd, du sollst herkommen!“ „Er rührt sich nicht vom Fleck.“

„Nun los, Junge, komm heraus!“ Ich gehe auf ihn zu. Darauf legt er sich steif hin und sieht mich abweisend an. Da gebe ich ihm am Arm und ziehe ihn aus der Bank heraus. Saat der Bengel zu mir, indem er sich losreißt: „Lass mich los, ool Beeg!“ („Lass mich los, alte Biegel!“) Aufmerksam hält sie inne.

„Ja“, sage ich da und kann ein Lachen nur schwer verhehlen, „das ist nun ja wirklich allerhand. Da werden wir die Mutter doch einmal vorladen. Das geht natürlich nicht. Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen.“

Nach zwei Tagen erscheint die Mutter bei mir. „Also, Frau Drems“, sage ich, „ich habe Sie hergeholt, um einmal mit Ihnen über Ihren Gerd zu sprechen. Denn Sie müssen doch selbst sagen, was er da vorgestern Fräulein Drems zugerufen hat, das geht wirklich nicht — — —“

„Wie? Was hat er denn gemacht?“ „Ah, Sie wissen noch gar nicht, worum es sich handelt?“ „Nein, keine Ahnung!“

„Ja, dann muß ich Ihnen ja eben erzählen, was er gemacht hat.“ Und ich schildere ihr die Sünde ihres Jungen.

Da sagt die Mutter nicht: „Das ist eine Frechheit!“ oder „ein Unverschämtheit!“ Nein, entrüstet ruft sie aus: „Nun hab ich dem Jungen schon so manches Mal gesagt, er soll nicht Plattdeutsch sprechen. Hat er doch wieder Plattdeutsch gesprochen!“

Also nicht über seine Frechheit war sie entrüstet, sondern darüber, daß er durch seine Aussprache gezeigt hatte, er und seine Mutter gehörten doch nicht zu den „seinen Leuten“, zu denen sie gern gezählt werden wollten.

Kohlenklaus Helfershelfer Nr. 15. Ella Fassade. Spezialfarbe für Nebensachen und Außenseiten, für Form und Farbe. Inner Schale — nie Kern, immer außen — nie innen. ... und jetzt mal Hand aufs Herz: Halb' Dir den Spiegel vors Gesicht: Bist Du's oder bist Du's nicht?

Altes Programm — neuer Bluff

Die USA-Deffentlichkeit, die sich von der Teheraner Konferenz goldene Berge versprochen hat, fällt von einer schmerzlichen Enttäuschung in die andere. Von einem biß vor der Tür liegenden Sieg ist keine Rede mehr, und die jüdischen Agitatoren haben alle Hände voll zu tun, um die neuesten geschäftlichen Experimente des Präsidenten einem größeren Publikum klarzumachen. Die Ankündigung eines Arbeitspflichtgesetzes, das die Arbeiterschaft hundertprozentig der Willkür der USA-Kapitalisten ausliefert, hat viel Staub aufgewirbelt. Es hat wie ein Nervenschlag gewirkt, daß Roosevelt die Annahme einer ganzen Reihe von diktatorischen Maßnahmen mit der Drohung erpresen will, man müsse für den Fall der Ablehnung noch im Jahre 1944 mit chaotischen wirtschaftlichen Verhältnissen und mit einer Inflation rechnen.

Für jeden Kenner der amerikanischen Finanzlage steht es fest, daß sie bis zum Neubersten angespannt ist. Roosevelt hat das Staatsvermögen und die Steuererlöse mit vollen Händen herausgeworfen, um nach dem Scheitern seiner New-Deal-Pläne die Wirtschaft auf die Krisenproduktion umzustellen. Der Kongress hat schon mehrfach den allerdings vergeblichen Versuch gemacht, die geradezu wahnwitzige Verschwendungslust des Präsidenten abzuköpfen und hat deshalb auch mit allen Anzeichen des Mißfallens zur Kenntnis genommen, daß das neue Budget nicht mehr und nicht weniger als 100 Milliarden Dollar aus dem Volke herauspressen will. Mit einer Verlogenheit sondersgleichen verpricht Roosevelt den Arbeitern, die jetzt eine neue schwere Steuerlast auf sich nehmen sollen, für die Zeit nach dem Kriege den Aufbau einer Wirtschaft, in der jeder Arbeitswillige eine produktive Beschäftigung finden könne.

Das ist die Wiederholung der gleichen Parole, die schon seit mehr als zehn Jahren in Amerika immer wieder verkündet worden ist. Seit 1933 steht Roosevelt an der Spitze eines Staates, dem unerschöpfliche Hilfsmittel an Rohstoffen und Arbeitskräften zur Verfügung standen. Trotzdem ging es mit der USA-Wirtschaft immer mehr bergab. Das lag daran, daß Roosevelts Politik in der großen Linie darauf ausgerichtet war, ganz einseitig im Sinne der kapitalistischen Interessen einer kleinen Oberschicht zu wirken. Die Gelder des Staates floßen in die Taschen der New-Deal-Politiker, der Wallstreet-Banliere und der Hintermänner des sogenannten Gehirntrusts. Die Folgen dieser böswilligen und unfähigen Politik äußerten sich nach außen deutlich sichtbar, in einer Arbeitslosigkeit von 13 Millionen. Schließlich sah Roosevelt keinen anderen Ausweg als die bewußte Kriegsbegehr, weil sie ihm als das letzte Mittel erschien, sich vor der persönlichen Verantwortung zu retten. Zunächst glaubten viele Amerikaner angesichts der Anfurbelegung der amerikanischen Rüstungsindustrie, daß tatsächlich eine bessere Zukunft zu erwarten sei. Es hat sich aber mittlerweile im ganzen Lande herumgesprochen, daß mit dem Ende des Krieges auch ein erneuter Rückfall in die Arbeitslosigkeit verbunden sein wird. Man hat erkannt, daß ein positives wirtschaftliches Zukunftsprogramm nicht vorhanden ist. Wenn Roosevelt nun, um die neuen 100 Milliarden bewilligt zu erhalten, jedem Arbeitswilligen in der Nachkriegszeit eine produktive Beschäftigung verspricht, so steigt klar auf der Hand, daß es sich dabei um nichts weiter als um einen politischen Bluff handelt. Er geht, um es mit kurzen Worten zu sagen, auf Dummenfuss aus. Damit tritt aber auch die ganze innere Verlogenheit des Rooseveltschen Systems zutage.

Genau so wie vor der Entfesselung der Kriegsbegehr bannt der USA-Präsident auch jetzt wieder um die Stimmen der Wähler. Nach der Flucht in den Krieg bietet er erneut das gleiche Sozialprogramm an, an dessen Durchführung er schon mehr als einmal gescheitert ist. In der Praxis aber bleibt er nach wie vor nur der Handlanger des amerikanischen Großkapitalismus; der seine Profite nur zerschert sieht, wenn der alte Kurs der wirtschaftlichen Unterdrückung der breiten Massen des Volkes gesteuert wird.

Zu ungerührt!

„Jeder hat in seinem Beruf irgendeine Rolle“, sagt Herr Wilske, „der Schaffner darf umsonst Eisenbahn fahren, das Postfräulein darf umsonst telefonieren, der Brauer darf umsonst Bier trinken und der Zigarettenbrecher mal ein paar Zigaretten mit heimnehmen. Nur ich darf mir nichts aus dem Geschäft mit nach Hause nehmen...“ „Was sind Sie denn?“, fragt einer. „Kaffeezer!“

Frau hinterm Dflug

Roman von Marie Schmidtsberg

Unverbr. Rechtschutz. Drei. Uebers. verlag. Leipzig. Bez. Dresden.

Christian sank schweratmend auf den nächsten Stuhl. Magda! Magda! Das war ihr Werk. Das war wieder eine jener Guttaten, mit denen sie ihn erdrückte mit denen sie ihn an sich schmiedete, unilöbar! Es war ja nicht möglich, von ihr loszukommen! Er hob die Augen. Vater, Mutter, ihr habt es so gut gemeint, aber wenn ihr wüßtet —!

Seine öffnete sich die Tür. Ein paar rauche, hutschende Schritte, dann legten sich zwei Arme um seinen Hals.

„Christian, halt du es schon gesehen? Freust du dich?“ Schmeichelnd lehnte Magda ihre Wange an die seine. Sie hatte es doch im Wohnzimmer nicht ausgehalten, hatte leben müssen, welchen Eindruck ihre Überalschung machte.

Christian würgte an einer Antwort, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Sie nahm es für Ergriffenheit.

„Ich wollte es dir eigentlich erst zu unserem Hochzeitstag schenken“, bekannte sie. „Aber du warst heute abend so sonderbar, als ob dich irgend etwas bedrückte. Da wollte ich dir eine Freude machen und habe vorhin, als du fort warst, das Bild hierher gehängt.“

„Richt —“ wöhnte er. „Ich will das nicht. Du sollst mir keine Wohlthaten mehr erweisen. Ich kann dir nicht danken.“

Wäre Magda nicht so ganz und gar von der Wichtigkeit ihres Tuns überzeugt gewesen, so hätte der Ton seiner Stimme sie wohl gewarnt. Es wäre ihr in diesem Augenblick wohl eine Ahnung gekommen, daß ihre Beziehungen zu Christian an einem gefährlichen Wendepunkt standen. So aber hielt sie seine Worte für überströmende Dankbarkeit.

„Du brauchst mir nicht zu danken“, sagte sie sanft und ärmlich. „Wenn du mich nur ein wenig lieb hast, so ist mir das Dank genug.“

Viel länger als man anfangs gedacht hatte, mußte Dora Hollinger im Hause ihres Bruders bleiben. Bei ihrer Schwägerin geleitete sich zu der Grippe noch eine Lungenentzündung, so daß ernste Lebensgefahr bestand. Es waren böse Tage. Die beiden Töchter waren selbst noch nicht wiederhergestellt und konnten die Mutter nicht pflegen. Also mußte Dora schon bleiben.

So war denn Hanne acht Tage später noch allein, nun sogar auch nachts. Es machte ihr nichts aus, sie war ja jahrelang allein gewesen. Darum hatte sie trotz der herrschenden Unsicherheit auch nachts keine Furcht. Nero war sehr scharf und wachsam, der würde keinen Fremden an das Haus oder den Hühnerstall heranlassen. Nur ihre Räucherwaren hatte sie vorlichtsdaiber zu ihrem elterlichen Hause gebracht, weil sie da doch sicherer waren.

Ihr Vater machte ihr bei dieser Gelegenheit wieder einmal Vorwürfe. Er ärgerte sich sehr über Hanne, daß sie die Entscheidung noch wieder hinausgeschoben hatte, und er ärgerte sich auch über Hollinger, daß er sich nicht durchzusetzen vermochte. Das hatte er ihm auch gesagt, aber Karl hatte Hanne noch in Schutz genommen. Na, er würde ja sehen, wie weit er mit seiner Nachgiebigkeit kam.

Hanne wehrte des Vaters Vorwürfe lächelnd ab. „Du meinst, wenn ich ja gesagt hätte, dann hätte ich das Alleinsein nicht mehr nötig gehabt? Ach, Vater, damit wäre mir jetzt auch nicht geholfen. Man kann nicht binnen einer Woche heiraten, so schnell geht das doch nicht.“

Vater Grothe drumnte darauf nur etwas Unverständliches.

Karl Hollinger war an einem der nächsten Nachmittage wieder mal bei Hanne gewesen und hatte beim Düngersfahren geholfen. Er kam mit keinem Wort auf seinen Antrag zurück, und sie war ihm dankbar dafür.

Nun war sie wieder allein. Mit der Arbeit eilte es im Augenblick noch nicht so sehr. In einigen Wochen würde das anders sein. Dann trat der Dflug in Tätigkeit. Karl wollte gern zum Blühen kommen, hatte er ihr gesagt. Ob sie es annahm? Hanne war sich noch nicht darüber klar. Sie besand sich überhaupt in einem Zustand von Unentschlossenheit und Zerrissenheit, den sie in ihrer klaren und fest zupackenden Art bisher nie gekannt hatte. Sie begriff sich zuweilen selbst nicht mehr. Weshalb machte sie nicht ein Ende und sagte Karl Hollinger: „Ich bin bereit, ich will deine Frau werden!“ Ja, warum nicht? —

Wieder ging ein Tag zu Ende, ein schon fast frühlinghafter Tag mit seiner milden Witterung. Die Nacht des Winters war gebrochen, die Kraft der Sonne wuchs und die Tage waren schon merklich länger geworden.

Hanne hatte am Spätnachmittage noch Futter für die Schweine gelocht. Nun stand sie im Fleck am Viehfleßel und zerleinerte es mit dem Futterstampfer. Dabei gingen ihr lörende Gedanken durch den Kopf. Ihr Vorrat an Futtertariesseln und Rüben ging zu Ende, und das Futtergetreide würde auch nicht mehr lange reichen. Die nächsten Wochen waren noch schlimm in ihrer Futterknappheit. Hoffentlich gab es günstiges Frühjahrswetter, damit draußen die Wiesen zeitig grün wurden und der Klee gut wuchs.

Mitten in ihre Gedanken hinein klappte die Deesentür. Nero fuhr aus seinem Schlaf im Heudausen empor und stellte sich bellend dem Anlammeling entgegen. Ein Anruf Hannes rief ihn zurück. Sie trat ein paar Schritte zurück, um besser sehen zu können, weil der aus dem Viehfleßel aufsteigende Wasserdampf sie einhüllte.

(Fortsetzung folgt)

Aus Stadt und Land

Altensteig, den 3. Februar 1944

Das Hausmittel

In einer Zeit, in der die Ärzte, da viele von ihnen einig/igen sind, es nicht leicht haben, alle Anforderungen gerecht zu werden, ist es doppelt notwendig, daß man nicht wegen jeder Kleinigkeit zum Arzt läuft, sondern allerlei kleine Erkrankungen, Erkältungen, Kopfschmerzen usw. selbst zu kurieren sucht. Dabei bestimmen wir uns wieder auf die vielen kleinen Mittel und Mittelchen, die bei unseren Eltern und Großeltern niemals in der Hausapotheke fehlten und die sich als „Hausmittel“ hundertfach bewährt hatten.

Die meisten Menschen kennen irgendwelche Hausmittel, die man gerade in ihrer eigenen Familie immer wieder mit Erfolg anwendet und auf das sie deshalb schwören. Sehr häufig sind es heilende Kräutertees, die sich gegen alle möglichen Beschwerden bewähren. Es gibt heute viele Menschen, die vom ersten Frühjahr ab jeden Sonntag bouquen, um draußen in Wald und Feld auf ihren Wanderungen diese Heilkräuter zu sammeln und die Kreis zu Hause eine ganze Reihe von Büchsen und Dosen haben, in denen diese frisch gepflügten und selbst getrockneten Kräutertees aufbewahrt werden.

Wieder andere haben mit allen möglichen Wasserbehandlungen die besten Erfahrungen gemacht. Gegen Halsschmerzen gibt es einen kalten, feuchten Halswickel, bei fieberhaften Erkrankungen einen Brustwickel, manchmal auch Umschläge um die Beine. Kindererwache Ritters zum Beispiel haben meistens reiche Erfahrungen mit all den vielen Kinderkrankheiten und Bekämpfungen, die gerade Kinder leicht bekommen und darum haben sie auch ihre Hausmittel immer bei der Hand, mit denen die kleinen Deutschen rasch wieder auf die Beine gebracht werden.

Arbeitswechsel nach Fliegerangriffen. Um alle Arbeitskräfte, die wegen Luftgefährdung oder nach Fliegerangriffen ihre Tätigkeit aus triftigen Gründen aufgeben oder wechseln haben, für den kriegswichtigen Arbeitseinsatz zu ersetzen, hat der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz Gauleiter Saulek, eine Verordnung erlassen, durch die für solche Personen eine Meldepflicht beim Arbeitsamt eingeführt wird. Nach dieser Verordnung müssen sich alle Personen, die seit dem 1. April 1943 eine selbständige Berufstätigkeit oder ein Arbeitsverhältnis wegen Luftgefährdung oder nach Fliegerangriffen aufgegeben haben oder künftig noch aufgeben, unverzüglich bei dem für ihren jeweiligen Aufenthaltsort zuständigen Arbeitsamt melden.

Vom Standesamt Altensteig, Januar 1944. Geburten: Wollf Rau, Bäckermeister, 3. St. San. Wff., 1 Tochter. Eheschließungen: Walter Weinschenk, Metallschleifer, 3. J. Obergefreiter von hier und Berta Köhm, Hauswirtschafterin von Unterföhring, 4 Monate alt; Elvire Koh, Tochter des Schneiders Alfred Koh, 4 Monate alt; Johannes Wuh, Rentner, 74 Jahre alt.

Der Kriegsberufswettbewerb

Die deutsche Jugend ist in diesen Tagen überall zum Kriegsberufswettbewerb angetreten. Die Altensteiger Jugend ging mit großer Eifer an ihr Werk und zog mit Freudigkeit nach Nagold, wo Ortsgruppenleiter Ralsch mit einer richtungswisenden Ansprache den Wettbewerb eröffnete. Auch der Kreisleiter, Oberbereichsleiter Baeyer besuchte zur Freude der Jugend den Wettbewerb.

Beerdigung der Frauenschäftsleiterin Frau Frieda Schlumberger

Im engen Kreise fand am gestrigen Mittwoch auf dem Steinhaldensriedhof in Bad Cannstatt die Beerdigung von Frau Frieda Schlumberger statt, die in einem Stuttgarter Krankenhaus unerwartet rasch gestorben ist. Alljährlich ist sie ihrer Familie entrissen worden, aber auch der Partei, der sie in großer Treue, treuer Pflichterfüllung als Frauenschäftsleiterin mit großer Hingebung und mit viel Tatkraft vorstand. Als Vertreter der Partei wohnte der stellv. Ortsgruppenleiter Wieland der Beerdigung bei, ebenso zwei Vertreterinnen der Kreisfrauenchaft und einige Frauen aus der hiesigen Frauenchaft. Der stellv. Ortsgruppenleiter entbot der allseits früh Vollendeten am Grabe den letzten Gruß der Ortsgruppe. Frau Schlumberger hat es in ihrer stillen, feinen Art ausgezeichnet verstanden, die hiesige Frauenchaft zu führen. Sie hat besonders in der letzten Kriegszeit, große Opfer an Zeit und Arbeit gebracht und ist den Frauen jederzeit ein leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung gewesen. Sie hat eine große, fähbare

Gartenbaufragen

Am Samstag, den 29. Januar versammelten sich die Gärtner der Kreise Calw und Freudenstadt, um unter dem Vorsitz ihres bewährten Kreisfachwarts Max Haas-Hirsau sich für das anzuhebende Arbeitsjahr auszurichten. Der Vorsitzende umriß kurz die Aufgabengebiete des Berufsartenbaus, die jetzt besonders in der Versorgung der Bevölkerung mit Frühgemüsen und mit Gemüsesetzlingen hohe Anforderungen an jeden Betrieb stellen. Ein umfassender Rückblick auf das Jahr 1943 ergab, daß die Gemüseerträge güttemäßig nichts zu wünschen übrig ließen, mengenmäßig jedoch infolge der Trockenheit weit unter Durchschnitt blieben, wenn auch das Frühgemüse im Vorjahr vollauf befriedigte. Trotz großer Anbauflächen auch seitens der Landwirtschaft ist heute ein beständiger Mangel an Frühgemüse nicht zu vermeiden. Diese Lücke soll durch intensive Ausnutzung aller verfügbaren Glasflächen rascheren geschlossen werden. Die Versorgung mit Gemüsesetzlingen im letzten Jahr konnte reiflos erfolgen, trotz des großen Arbeitskräftemangels im Beruf. Mit Betriedigung stellte der Kreisfachwart fest, daß alle Betriebe ihrer Pflicht reiflos nachkamen und sprach besonders auch namens des Landesbauernführers den wohlverdienten Dank aus an alle Betriebsleiter und besonders auch an die Frauen.

Der Blumen- und Stieppflanzenbau hat den Erfor-

dernissen der Zeit entsprechend stark zurückzutreten, um die dadurch frei werdenden Glas- und Freilandflächen vor allem dem Frühgemüsebau nutzbar zu machen. Dies muß auch von der Bevölkerung einsehbar werden, wenn nicht immer die Nachfrage nach Blumen ganz gedeckt werden kann.

Um Verluste durch Spitzfröste zu vermeiden, ist heute der Verkauf von Gemüsesetzlingen vor dem 15. April und Tomatenpflanzen vor dem 20. Mai bei Strafe verboten.

Die Beschaffung von Hilfsmitteln wie Bretter, Glas, Fenster, Farbe, Düngemittel wurde eingehend besprochen und geklärt. Auch dem Pflanzenbau ist die nötige Sorgfalt zu widmen. Die neue unsichere Mittel „Gelarol“ in Staub- und Spritzform wird besonders empfohlen im Kampf gegen tierische Schädlinge.

Bei dem in Jahr 1942 durchgeführten Leistungswettbewerb konnten 2 Betriebe im Kreis als Sieger geehrt werden. Der Vorsitzende forderte alle Berufshameraden auf, auch im heurigen Jahre alle Kräfte anzuspannen, um den Aufgaben, die dem Gartenbau gestellt sind, gerecht zu werden. Der in den letzten Monaten verstorbenen Betriebsführers, Sal. Raaf, W. Schröder und Johs. Reule, sämtlich von Nagold, wurde ehrend gedacht, worauf die sehr anregende Tagung geschlossen wurde. W.

Neue Bücher-Angebote

Ergänzt von Fritz Alfred Zimmer

Der pp. Blüher

Im Jahre 1817, nach dem großen Siegen, bekam der alte Kriegsheld einmal ein Schreiben aus dem Ministerium. In demselben wurde er, um alle langen Titel abzulegen und wohl auch zu umgehen, wohl über ein dufendmal „pp. Blüher“ genannt. Blüher überlag das Schriftstück, las es noch einmal und legte es dann schweigend in die Tasche. Am nächsten Tag bat er den Minister zu sich. Der kam und mußte aber ganz überrascht folgenden Erguß des alten Hauddegens über sich ergehen lassen: „Ihr habt mir einen schönen Witz geschickt. Da soll das Weiter dreinschlagen! Seid Ihr des Teufels, mich einen PP. zu nennen? Für die Soldaten bin ich der Vater Blüher, und ich will nicht anders heißen. Aber für Euch Intendanten bin ich Feldmarschall und Fürst. Kommt mir nicht noch einmal mit Euerem PP. Ich bin es nicht.“

Es war gerade sein Geburtstag; aber er räsonierte noch lange umwirtsch um sich herum auch als die Generale und Suboffiziere gekommen waren, um zu gratulieren. Und das pp. spielte dabei eine familiäre Rolle. Zuletzt geriet die ganze Umgebung in unwillkürliches Lachen, und als Blüher es merkte, — lachte er süchtig mit — und dann der Minister auch.

Der Kollege

Einmal war mit dem Feldmarschall beim Fürsten Hardenberg auch der „alte Heim“ zur Tafel geladen, der berühmteste und volkstümlichste Arzt, den Berlin je gehabt hat. Es war gerade kurz nach der Zeit, als Blüher von der Universität zum Ehren doktor ernannt worden war. Dr. Heim benutzte die Gelegenheit zu einem schönen Trinkpruch und schloß mit den Worten: „Ich bitte: wir leeren unser Glas auf das Wohl des „jungen“ Doktors Fritz Blüher, meines neuen Kollegen!“ Blüher war aber auch nicht auf den Kopf gefallen. Er erhob sich und rief: „Und ich trinke auf den Feldmarschall aller Doktoren, den Kollegen Heim!“

Rundfunkprogramm für Freitag, 4. Februar

Reichsprogramm: 8.00 bis 8.15: Zum Hören und Behalten. Die elektrische Stromstärke. 12.35 bis 12.45: Der Bericht zur Lage. 14.15 bis 15.00: „Mit Ruß geht alles besser“. 15.30 bis 16.00: Solifemmusik. 16.00 bis 17.00: Berühmte Tanzweisen. 17.15 bis 18.30: Hamburger Unterhaltungskapelle Van Hoffmann spielt. 18.30 bis 19.00: Der Zeitpiegel. 19.15 bis 19.30: Frontberichte. 19.45 bis 20.00: Dr. Goebbels-Ausspruch: „Frei von jeder Furcht“. 20.15 bis 21.00: Beschwungene Unterhaltungsmusik. 21.00 bis 22.00: Rauber-ländner Melodien.

Stettoben

Neuenbürg: Anna Maria Müller, geb. Volt, Ehefrau des Wilhelm Müller; Nagold: Rudolf Herrgott, Metzger und Landwirt, 40 J.; Tumlingen: Walter Schittenhelm, 21 J.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Dieter Laak in Altensteig. Vertriebsleiter: Ewald Laak. Druck u. Verlag: Buchdruckerei Calw, Altensteig, J. St. Poststraße 2, gültig

Todes-Anzeige. Stöfgen, den 2. Febr. 1944.
Mittwoch früh ist unser lieber Vater
Jakob Friedrich Haier
im Alter von 58 Jahren unerwartet rasch entschlafen.
In tiefer Trauer:
Dorothea Haier, geb. Koh,
die Kinder: Fritz Haier, Wff. im Osten
mit Frau Maria, geb. Dietzle
Lina Weisinger, geb. Hier
Dora Haier und die Enkelkinder.
Beerdigung Freitag, 14 Uhr.

Todes-Anzeige. Zwettendroog, den 2. Febr. 1944
Mein lieber Mann, unser guter Vater, Großvater, Schwager und Onkel
Johannes Wolf
Alt-Schultheiß
darfte heute unerwartet rasch in die ewige Heimat eingehen.
In tiefer Trauer:
Christine Wolf, geb. Zimmer
Juliane Wolf, geb. Wolf mit Gatten, Hohenstra
Johannes Wolf mit Kindern
Michael Wolf mit Frau
Cecilie Karz, geb. Wolf mit Gatte und Kindern, Neuhengstett
Enkel: Kübler, geb. Wolf mit Gatte und Kind
Beerdigung Freitag, 13.30 Uhr.

Markt-Verzeichnisse
sind zu haben in der
Buchhandlung Laak, Altensteig
Papierhandlung und Bürobedarf, Tel. 504 377

Ihre Vermählung geben bekannt:
David Klink
Käthe Klink
geb. Frey
Neuweller, 3. Februar 1944
Kirchliche Trauung am Samstag,
5. Februar um 12.30 Uhr.

In
Lofungsbüchlein
ist wieder eine Sendung
eingetroffen und können die
bestellten Exemplare abge-
holt werden in der
Buchhandlung Laak
Papierhandlung und Bürobedarf
Der Reichsmittler für Rüstung
und Kriegsproduktion
Chef des Transporthilfs, 4
Berlin NW 40, Alsenstr. 4
Telefon 11 65 8; sucht:
Kraftfahrer, Kraftwagen-
lernlinge, Kfz-Mechaniker u.
Handwerker, kfm. Personal
Küche, Schuster, Schneider,
Stenotypistinnen, Kontor-
istinnen. Eintrag weitgehendst
nach Wunsch.

Männerchor. Heute
20.30 Uhr Singstunde
Lokal Mitt-nachtl.
Standort Berneck
VDM-Gruppe 3 401
Alle Männer treten heute 19.30
Uhr am Schulhaus an.
M. O. D. Zimmer.

**Verdunkelungs-
Papier**
empfiehlt die
Buchhandlung Laak
Papierhandlung und Bürobedarf

E. SCHEURICH
CHEM.-PHARMAZ. FABRIK
HIRSCHBERG (SCHL.)
Die
Herstellungstätte
suvorlässiger
Arzneimittel
Eine 34 Wochen traktierte
Ralbin
verkauft
Landherr, Zimweiser

Werkzeuge säubern.
dann geordnet weglegen! So
werden sie geschont und wertvolles
Rohmaterial gespart. — Müssen
wir unsere eigenen, uns von der
Natur geschenkten wert-
volleren „Werkzeuge“ nicht
ebenso pfleglich behandeln?
Selbst eine kleine Verletzung kann
böse Folgen haben. Darum auch
solche Wunden schützen mit
TraumaPlast

Blondax-Fabrik
KALINZAMERLIN
Es geht alles vorüber, es geht alles
vorbei — auch die Zeit der Beschrän-
kung für die Raubgewordene und
gewohnte Zahnpflege mit Blondax
nimmt ein Ende! Nach Friedensschluß
können alle Blondax-Frauen wie-
der unbeschränkt beliefert werden.
Sie dahl aber bald ein sparsam
umgehen mit dem kleinen Bestand.

Krowel
— Arzneimittel —
sparsam
durch
Güte
— seit 1893 —
Chem. Fabrik
Krowel-Leuflon G.m.b.H.
Köln

Spare auch Du
durch hauchdünnen Auf-
tragen bel
Guttalin
— Schuhcreme
Nur in Fachgeschäften!
GUTTALIN-FABRIK, KÖLN